Ein Weihnachtsabend.

Novellette von **Lucie Bartels.**

„Laufende Mäuse! Automobile, selbstfahrend — alles zum Aufziehen, alles beweglich!"

„Knarzen — hier noch'n Sechser das Stück!"

„Der letzte Hampelmann, mein Herr, hier noch'n ganzen Silbergroschen — hier!"

Und ehe Ernst Wilke sich's versah, hatte er auch schon den Hampelmann in der Hand und den Groschen aus der Tasche gezogen. Das war nun schon der zweite. Was fing er nur damit an? Sie seinen Jungen in der Schule mitbringen? Was würde da der strenge Herr Rektor wohl für ein Gesicht machen, wenn er als ehrbarer Gemeindeschullehrer den Buben Hampelmänner schenkte, anstatt ihren jungen Gemütern mit Mühe und Not den Ernst des Lebens beizubringen? Er lächelt unwillkürlich bei dem Gedanken. Und als er in die Taschen des dünnen Ueberziehers greift, fühlt er außer den Hampelmännern noch eine „Sechserkarre", zwei „laufende Mäuse", und verschiedene andere Gegenstände, für die er beim besten Willen keine Verwendung hat. „Sie müssen dich für einen Ehemann oder gar für einen Familienvater halten, daß sie dir ihre Sachen so vertrauensvoll in die Hand drücken" — denkt er belustigt, und das Lächeln huscht ihm nun auch in die Augenwinkel hinauf. Es wird ihm ganz behaglich zumute, und ein trauriges Einsamkeitsgefühl, das ihm vorhin noch das Herz bedrückt hatte, schwindet nun ganz. Jetzt erst scheint er das fröhliche Leben, das sich um ihn herum bewegt, in sich aufzunehmen. Es steckt ihn an, reißt ihn mit sich fort. Ueberall helle Augen und lächelnde Gesichter, die teils vor Kälte, teils vor freudiger Erwartung glühen. Erwachsene und Kinder mit Paketen beladen! Groß und Klein in jenem seligen Taumel, wie ihn nur das Weihnachtsfest hervorruft.

Ernst Wilke läßt sich von der Menge die Leipziger Straße hinauf- und hinunterschieben und bleibt, manchmal fest eingekeilt, vor dem prächtig ausgeschmückten Schaufenstern stehen. Dabei stampft er von einem Fuß auf den andern und zieht den fadenscheinigen Mantel fest auf der Brust zusammen. Ein schneidender Nordost weht. Ein paar verlorene Schneeflocken fliegen durch die Luft, in die erregten Gesichter der Vorbeihastenden. Schon werden die Laternen angezündet, und die Stunde der Bescherung rückt näher und näher; die Straßen werden nach und nach leerer. Vereinzelt taucht an den Fenstern der Schein der brennenden Lichterbäume auf.

Ernst Wilke wandert nun ziemlich verlassen an den Geschäften vorbei. Es ist das erste Mal, daß er das Fest in Berlin verlebt, wenn auch nicht das erste Mal, daß er von zu Hause fort ist. Die Familie der verwitweten Frau Wilke ist zahlreich. Die Söhne sind fast alle Beamte, und die Töchter verheiratet und im Lande verstreut. Selten nun finden sich alle zu den Festtagen in der Heimatstadt ein. Ernst hat einen Pelztragen nach Hause geschickt, und das Herz klopft ihm schneller, wenn er sich Mutters freudig überrachtes Gesicht vorstellt. Daß er selber nun mit seinem neuen Ueberzieher bis nach Weihnachten wartete, um ihn billiger bei irgend einem Ausverkauf zu erstehen, brauchte Mutter ja nicht zu wissen. Er lächelt, wenn er an ihre mahnenden Worte denkt, die sie ihm im letzten Briefe geschrieben . . . Lieber Junge, zieh' dich nur ja warm an, daß du dir keine Lungenentzündung holst. Lieber ein bißchen mehr für einen ordentlichen Ueberzieher ausgegeben, als das Geld zum Doktor getragen. Du weißt auch, daß du, wenn du die Anstellung bekommen willst, etwas auf dein Aeußeres geben mußt . . . Liebe, sorgende Mutter! Die Anstellung war so gut wie sicher. Das hatte der sonst so strenge Herr Rektor mit wohlwollendem Lächeln im Weihnachtswunsch angedeutet. Und eine Lungenentzündung? Wo sollte er die wohl herbekommen? Er war jung und kräftig. Also hätte er das Geld für den Ueberzieher am liebsten für eine Fahrkarte nach Königsberg angelegt, um die liebe alte Frau ans Herz zu drücken. Doch er wußte, daß sie keine Freundin von derartigen Ueberraschungen war, und eher schelten als sich freuen würde.

Noch immer ertönten die Stimmen der Ausrufer von den verschiedenen Ständen her. Jeder wollte den letzten kleinen Rest noch schnell verkaufen, um dann auch endlich nach Hause zu eilen, wo Frau und Kinder bei geschmücktem Christbäumchen schon warteten. Ob er sich auch ein Bäumchen schmücken sollte? Aber das würde wohl gar zu einsam werden. Und Freunde hatte er bei seinem kurzen Aufenthalt hier noch nicht. Nun, er würde seinen „Weihnachtsbummel", wie die Berliner es nannten, so lange wie möglich ausdehnen. Er schreitet kräftiger aus, denn der Wind bläst ihm doch ziemlich eisig durch die Kleider.

Hoppla — da hätte er an der Straßenecke beinahe einen kleinen Knirps umgelaufen. „Nanu, Schröder, bist du es?" Der Junge wird bis über die Ohren rot. „'n Abend, Herr Lehrer," stammelt er und zieht mit seinen blaugefrorenen Fingern die Mütze. Dabei tritt er unwillkürlich von einem Fuß auf den andern.

„Na, komm' nur mit, Junge, rechts um kehrt. Zum Stillstehen ist es zu kalt." Wilke faßt ihn an den Schultern und dreht ihn herum. Der Junge hat ein böses Gewissen — das stand fest. Den mußte man aushorchen. Auch war es ihm lieb, daß er den kleinen Schröder mal ganz allein unter vier Augen bei sich hatte. Er gehörte zu Wilkes Sorgenkindern in der Klasse, und der junge Lehrer hatte es sich schon öfter vorgenommen, ihm ernstlich ins Gewissen zu reden.

„Wo kommst du denn her, Schröder?"

„Von zu Hause," sagte der Junge kleinlaut.

„Vater ist nicht zu Hause, wie?"

„Nee."

„Nein — heißt es. Und Mutter auch nicht?"

„Nein."

„Aha — da hatte er den kleinen Sünder auf frischer Tat ertappt. Der Junge war ebenfalls auf einem kleinen „Weihnachtsbummel" begriffen, allerdings auf einem verbotenen. Also das Verhör mußte fortgesetzt werden. Er war scheinbar auf der richtigen Fährte.

„Und Mutter hat gesagt, daß du zu Hause bleiben und auf die kleinen Geschwister achtgeben solltest, nicht wahr?"

„Ich hab' ja man bloß 'ne kleene Schwester."

„Junge, berlinere doch nicht so. Also auf das Schwesterchen hast du acht geben sollen, und bist einfach fortgelaufen und hast sie allein zu Haus' gelassen —"

„Ach, die —" sagt der Junge verächtlich, „ick hab' sie ja gefragt. Sie wollt' aber nich mitkommen. Den janzen Tag sitzt sie in die Ecke und weint."

„In der Ecke — und weint —" verbessert Wilke mit strenger Miene. Innerlich aber muß er über die moralische Auffassung des Schlingels lächeln. — „Nun, das nächste Mal, Schröder, wenn Mutter dir einen Auftrag gibt, wird er ausgeführt, verstanden? Das ist genau so, als ob ich dir in der Schule etwas sage, oder," fügt er hinzu, um seine kleine Predigt recht eindringlich zu machen, „als ob der Herr Rektor dir etwas befiehlt." Er hielt es für seine Pflicht als Lehrer, dem kleinen Sünder den Kopf etwas zurechtzustutzen. Doch als er es herausgehabt, atmete er erleichtert auf, denn ihm selbst war heute am Heiligen Abend nicht nach schelten zu Mute. „Wo wohnst du denn?" fragte er und brauchte sich gar keine Mühe zu dem freundlichen Tone zu geben.

„Albensleben — Ecke Bülowstraße," sagte der Junge in seinem gewöhnlichen mürrischen Tone. Es war keine Zerknirschtheit oder Reue, die aus ihm sprach, sondern ein gewisser herausfordernder Trotz, den Wilke immer an ihm zu bemerken schien. Seine Lippen waren meistens fest aufeinander gepreßt, und in den sonst so hellen Augen konnte oft ein dunkler Unwille aufblitzen. — Seine Antworten in der Schule waren jedesmal kurz, fast unfreundlich, und alles Lob wie Tadel, ließ er mit der größten Gleichgültigkeit über sich ergehen.

Ein Weilchen gingen sie schweigend nebeneinander her. Dann fragt Wilke: „Junge, was willst Du denn mal werden?" Er hat das Bedürfnis, sich das Vertrauen des Kindes zu erringen.

„Lehrer," sagt Wilhelm Schröder kurz.

„Lehrer?" Wilke hat nicht lachen wollen, aber die Antwort kam ihm zu unerwartet. Konditor oder Droschkenkutscher — ja, das hätte er verstanden, das wollte er ja selbst immer werden, aber Lehrer? Welcher Junge will denn gern Lehrer werden? Noch dazu einer wie Wilhelm Schröder, dessen Versetzung zu Ostern fraglich war.

„Wenn Du Lehrer werden willst, da mußt Du aber noch viel lernen, und besonders das Berlinern mußt Du Dir abgewöhnen."

„Na, 't wer's ja noch janich," setzt Wilhelm in seinem schönsten Dialekt wie zur Bekräftigung hinzu. „Vater sagt, nischt zu machen mit'n Lehrer. Arbeeter wirste, Jeld verdienen sollste."

„Und was sagt Mutter dazu?"

„Mutter weent und sagt, wenn ick doch bloß Maurer werden soll, brauch' ick och in die Schule nischt lernen."

Wilke hat längst aufgehört, seinen Schüler zu verbessern. Erstens hält er es für ganz nutzlos, und dann hat ihn bei den Worten des Kleinen selbst eine merkwürdige Traurigkeit beschlichen. Also auch hier scheinbar das unglückliche Familienleben, wie bei so vielen seiner kleinen Schüler, deren Heim er schon kennen gelernt hat. Und er nimmt sich vor, Wilhelm Schröder bis in die Wohnung hinauf zu begleiten, um Vater oder Mutter kennen zu lernen. Vielleicht konnte er helfen. Er wußte aus Erfahrung, daß das Wort des Lehrers der Kinder aus der unteren Volksschicht auch auf die Eltern einen großen Einfluß ausübte.

„Komm schnell, Junge!" sagt er in herzlichem Tone. „Sonst ist am Ende der Weihnachtsmann schon da mit der Bescherung."

Ein kleines spöttisches Lächeln geht über Wilhelms Gesicht. „Hat sich was mit Bescherung. 'n Paar jestrickte Wollhandsuche jibt's von Muttern. Und der Weihnachtsmann — an den jloob' ick nich mehr, Herr Lehrer."

„Aber denk' doch mal an die armen Kinder, die nicht einmal wollene Handschuhe haben," sagt Wilke belehrend, und doch recht kleinlaut, denn als sein Blick auf Wilhelms blaugefrorene Hände fällt, versagt ihm all' seine erzieherische Begabung. — Die Handschuhe — denkt er unwillkürlich — hat er sich wirklich redlich verdient. Ein Stich geht ihm durch's Herz. Welche Ueberlegenheit und welche Bitterkeit klang durch die Stimme des Achtjährigen! Da war er ein anderer Junge gewesen — wild und unbändig freilich, oft sogar ungehorsam, aber von einem Glauben beseelt, den ihm die Enttäuschungen seines jungen Lebens so leicht nicht zu rauben vermochten. Noch heute erinnert er sich daran, wie er Mutters Rockärmel aus der Verkleidung des Weihnachtsmannes hatte vorgucken sehen. Vor Schrecken blieb er in seinem Spruch stecken. Und als Knecht Rupprecht mit der Rute drohte, kommelte er: „Mutter, Dein Rock." Und Mutter hat gelacht, und als sie sein beschämtes Gesicht sah, gefragt: „Ja, Junge, hast Du denn wirklich noch an den Weihnachtsmann geglaubt?" Jene Brillar Nacht war die unglücklichste seines Lebens gewesen — er, der Eifrige, hatte sich vor Scham und Enttäuschung in den Schlaf geweint. Aber — denkt Wilke — lieber glauben und enttäuscht werden, als nie geglaubt haben. Denn wie schön waren selbst noch die Erinnerungen an den seligen Kinderglauben! Und ein kleiner achtjähriger Junge, der mit spöttischem Lächeln am Heiligen Abend erklärt, daß er nicht mehr an den Weihnachtsmann glaube, kam ihm plötzlich als das Trostloseste auf der Welt vor, wo heute alles, Groß und Klein, Jung und Alt, in glücklicher Erwartung und froher Dankbarkeit lebte.

Jetzt fingen die Glocken der Lutherkirche an zu läuten, als die Beiden auf der Bülowpromenade einbogen. Ernst und feierlich klangen sie und riefen viele Fromme zur Weihnachtspredigt.

Wilke, der heut' nicht zur Kirche ging, hörte auch aus dem Glockengeläut eine Predigt heraus. War es nicht, als mahnte die große Glocke mit ihren gleichmäßigen, volltönenden Schlägen zur Bruderliebe?

Ernst Wilke hört die Mahnung, und das Herz schlägt ihm freudiger in der Brust. Ja, er wollte dem Jungen eine kleine Freude machen. Alles, was er in der großen Tasche barg, sollte ihm gehören. Es war zwar nicht viel, aber er gab, was in seinen Kräften stand, und gab es gern. Auch für das Schwesterchen wollte er nachher eine kleine Puppe kaufen.

Jetzt erst mal den Jungen ablefern, denn sie waren vor dem Hause angelangt.

Wilhelm steht einen Augenblick unschlüssig da, und zum ersten Mal schwindet der Trotz aus seinem Gesicht. Ein Paar Kinderaugen blicken den Lehrer wie hilfesuchend an.

„Na, Junge, ich geh' mit Dir," sagt Wilke lächelnd, „damit Mutter nicht gar zu sehr schilt."

„Ach Mutter — die schimpft nich. Aber wenn Vater oben is. — Und ick bin ja ooch bloß jejangen, weil wir ja doch nischt kriegen, und — und —" plötzlich laufen ihm die Tränen über die Backen — „und da wollt' ick mir bloß — die — die — Ausstellung bei Wertheim — angucken."

Wilke blickt ratlos auf das schluchzende Kind. Er ist es nicht gewöhnt, daß seine Jungen weinen. Und noch dazu dieser hier, der kleine Trotzkopf, der so überlegen lächeln konnte. Aber schon hat er sein großes Taschentuch herausgezogen und fährt Wilhelm damit etwas unbeholfen über's Gesicht.

„Laß nur, Wilhelmchen, komm', sei ruhig —" er streichelt ihm mit zitternder Hand über das blond widerspenstige Haar.

„Vater — schimpft — überhaupt immer. Und — und — zu Muttern is er — is er — auch immer — —"

Den Rest verschlingt ein bitteres Aufschluchzen. Wie schwer war diese kaum ausgesprochene Anklage aus Kindermund, und gerade heute, am Weihnachtsabend, dem Feste der Kleinen, wo sie glücklich und fröhlich sein sollten! Wie heiß fielen diese Kindertränen in das Herz des jungen Lehrers, und jetzt erst fühlt er es, wie lieb er diesen Jungen hat, dessen Leib und Seele ihm teilweise anvertraut worden sind wie ein heiliges Pfand, worüber er eines Tages Rechenschaft abzulegen hatte vor seinem eigenen Gewissen. Erst jetzt erfaßt er seinen Lehrerberuf voll und ganz. Ernst Wilke ist ein warmblütiger Mensch, dessen Herz nur allzu schnell dazu bereit ist, mit dem Verstande durchzugehen.

„Junge," sagt er plötzlich fröhlich, denn er hat einen Einfall, der ihm das Blut in die Wangen treibt, „was sagst Du nun, wenn ich Knecht Rupprecht heut' schon getroffen hab', und er mir gesagt hat, daß er zu Euch kommt?"

„Is es wahr?" Wilhelm hebt den Kopf und blickt ihm ungläubig in die Augen. Doch als er das Leuchten darin sieht, schwinden alle seine Zweifel, und ein glückliches Lächeln geht über das kleine Gesicht und läßt es ganz kindlich und sorglos erscheinen. — Schon um dieses Lächelns willen — denkt Wilke — lohnt es sich, den ganzen Winter zu frieren. Aber ihn frieret gar nicht mehr, ihm ist so wohl und warm, und viel kälter als heute konnte es kaum werden.

„Wilhelm jetzt aber schnell nach oben." Er kann in seiner Freude auf die Ueberraschung die Zeit garnicht erwarten. Der Junge ist ganz glücklich und stolz, daß sein Lehrer so freundlich zu ihm spricht, und trocknet mit dem Aermel nun noch den letzten Rest seiner Tränen.

Oben öffnet eine blasse kleine Frau die Tür. Sie ist erschreckt, als sie den fremden Herrn erblickt, doch als sie erfährt, daß es Wilhelms Lehrer ist, fühlt sie sich beruhigt und gebeten zugleich.

Die kleine Wohnung macht denselben Eindruck wie die Frau, sauber, aber kahl und ärmlich. Man sieht es ihr an, daß viele Tränen hier geweint wurden, und manchem sorgenden Gedanken nachgegrübelt worden ist.

Frau Schröder ist zuerst etwas bedrückt, aber nach und nach verliert sie alle Scheu, und als der junge nette Herr Lehrer ihr auf dem alten Sopha gegenüber sitzt, sind sie ins Plaudern über ihren Jungen gekommen, ohne selber zu wissen wie.

„Mein Vater war Lehrer," sagt sie, „von dem hat's der Willhelm. Natürlich nicht so'n feiner, gebildeter wie Sie, Herr Wilke, bloß 'n einfacher Dorfschullehrer. Da steh'n noch alle seine Bücher, die er hinterlassen hat." Sie deutet auf einen Holzständer auf dem alte, zum Teil vergilbte wissenschaftliche Bücher liegen. „Früher hab' ich auch manchmal drin gelesen. Jetzt seit mein Mann außer Stellung ist, hab' ich nicht mehr Zeit dazu. Nu hab' ich aber wenigstens gehofft, daß mein Junge sie noch 'mal brauchen kann."

Als Wilke ihr seine Bedenken über Wilhelms Begabung zu verstehen gibt, eilt sie davon und kommt mit einer schönen blauen, mit Silber verzierten Mappe zurück.

„Hier sehen Sie selbst seine Zeugnisse, Herr Lehrer. Hier — deutsch sehr gut, Rechnen — sehr gut. Da hat er immer noch Erster gesessen. Aber seit Vater gesagt hat, nichts zu machen mit'm Lehrer, da ist er wie umgewandelt. — Aber vielleicht trinkt Herr Wilke ein Täßchen Kaffee mit. Es ist ja schon spät, aber" — setzt sie beschämt hinzu — „Bescheru g haben wir diesmal doch keine."

„Der weiß, Frau Schröder —". Wilke blickt sie mit spitzbübischem Lächeln an. — „Ich habe Wilhelm schon erzählt, daß ich den Weihnachtsmann getroffen habe. Nun sag' mal, was wünscht Du Dir denn, Junge?"

Der Kleine steht unschlüssig, fast schüchtern da.

„Na, so red' doch, Wilhelm," drängt die Mutter.

„'n Schlitten," sagt er leise, mit glühenden Wangen.

Das verweinte Schwesterchen ist auch schon längst aus seinem Verstecke hervorgekommen und fängt an, zutraulich zu werden.

„Und Du, Lieschen?" fragt Wilke.

„'ne Puppe mit Schlafaugen — und — und richtige Haare, und — und —"

„Na nu ist aber genug," sagte die Mutter mahnend.

Dann wurde es die Kinder zu bis geschickt, und drinnen im dämmerigen Zimmer gibt es eine geheimnisvolle Beratung. Dabei die kleine blasse Frau sich mehr als einmal über die feucht gewordenen Augen fährt.

Während draußen die Glocken verklingen, fliegt durch die ärmliche Wohnung der Weihnachtsengel mit wunderbarem Flügelrauschen und läßt die Herzen der Kleinen und der Großen in freudiger Erwartung heißer schlagen.

Nach wenigen Minuten stürzt Wilke wie ein großer Junge die Treppe hinunter. Er fühlt sich plötzlich selbst wieder als Kind. Der Wind, der ihm das erhitzte Gesicht kühlt, ist so wohltuend, daß er gar keine Winterkälte spürt. Lustige Schneeflocken jagen in munterem Wirbel durch die Luft.

Im Nu hat Wilke seine Wohnung erreicht und das Geld, das für den Ueberzieher bestimmt war, aus dem Schrank genommen. Und nun ging es ans Einkaufen. Jetzt hatte auch er Sorgen, wie all' die Vorübereilenden, die es so eilig hatten — Weihnachtssorgen, die einzigen, die nicht drücken, sondern erheben und befreien. Bald sind die Einkäufe besorgt, ein Schlitten für Wilhelm, und eine Puppe mit Schlafaugen für Lieschen, dazu Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen. Frau Schröder hat inzwischen das Bäumchen besorgt und geschmückt.

Nun ist es auf einmal nicht mehr ärmlich und kahl in der kleinen Hofwohnung, in die so selten ein Strahl Sonne dringt. Heute am Heiligen Abend leuchtet darin die schönste Sonne, die es auf Erden gibt, Kinderglauben, Kinderseligkeit.

Wilhelm und Lieschen, die vorhin noch mißmutig und verärgert in der dunklen Ecke herumgesessen hatten, standen jetzt mit leuchtenden Augen unter dem strahlenden Lichterbaum und sangen in fröhlicher Inbrunst: „Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

Doch als der Schlüssel draußen in der Tür herumgedreht wurde, fuhren sie zitternd zusammen und warfen ängstliche Blicke auf die Mutter und Herrn Wilke. Der Vater! Ein Mann mit verträumten Mienen und milden Augen tritt ins Zimmer und bleibt stutzend stehen, als er den Weihnachtsbaum und den fremden Herrn erblickt.

„Na, singt nur ruhig weiter, Kinder, ich stör' Euch nicht," sagte er mit traurigem Lächeln, als er sieht, daß die Kleinen scheu vor ihm zurückweichen. „Ich tu' Euch heut' nichts. Ich seh' Ihr habt auch schon Bescherung gehabt."

„Herr Wilke, Wilhelms Lehrer, ist so freundlich gewesen —" sagt Frau Schröder mit schüchterner Stimme.

„Der Weihnachtsmann war da, Vater, und hat mir'n Schlitten gebracht!"

„Und mir 'ne Puppe —"

„Und Pfefferkuchen —"

„Aepfel und Nüsse —"

Die Kinder haben plötzlich alle Scheu vor dem Vater verloren, den sie in letzter Zeit fürchten gelernt hatten. Aber heute schien er wirklich nicht böse auf sie zu sein.

Herr Schröder streckt dem jungen Lehrer beschämt die Hand hin. Viele Worte kann er nicht machen. Dann erzählt er ihm seine Geschichte.

„Ich bin gelernter Buchbinder, Herr Wilke, bin aber außer Stellung und kann keine Arbeit finden. Bin manchmal tagelang von früh bis spät rumgelaufen und hab' den Mut verloren. Abends habe ich mich dann nicht nach Hause getraut. Ich mußte, Frau und Kinder warten und denken, ich hab' 'ne Stelle gefunden. Ich hab' schon Angst gehabt davor, daß ich immer wieder „nein" sagen mußte. Da bin ich denn oft weg geblieben, bis sie schliefen und hab' angefangen zu trinken. Das soll nicht wiedervorkommen, Herr Wilke. Ich hab's früher nie getan."

Wieder streckt er ihm wie zur Bekräftigung seiner Worte die Hand hin, die Wilke ergreift und herzlich drückt.

„Und Wilhelm?" fragt er lächelnd, „soll der Maurer werden?"

„Wenn er fleißig ist, Herr Wilke, ich has' nichts dagegen, wenn Sie'n Lehrer aus ihm machen."

Ernst Wilke fühlte die ernsten Knabenaugen groß und freudig auf sich gerichtet. So war ihm plötzlich eine Aufgabe für die Zukunft geworden. Sein Herz pocht so stark, daß es ihm zu eng und schwül im Zimmer wird. Es treibt ihn hinaus

ihn hinaus ins Freie. „Kinder," sagt er, „zieht Euch an und kommt, wir wollen Schlitten fahren."

Draußen ist es still geworden. Der Wind hat sich gelegt. Verschneit liegen die Straßen. Kräftig zieht Ernst Wilke den Schlitten an. Das Lachen der beiden Kinder dringt ihm ins Herz, und seit seiner Knabenzeit hat er sich am Weihnachtsabend nicht mehr so jung und glücklich gefühlt wie heute. Als er endlich von den liebgewonnenen Menschen Abschied nahm, rief Frau Schröder ihm noch nach: „Herr Wilke sollten sich einen wärmeren Mantel anziehen. Sie müssen ja frieren."

Da lächelt er nur vor sich hin und denkt: Wer jung ist und die Welt lieb hat, der friert nicht, dem wird das Herz warm! Auf dem Heimwege war ihm so leicht und frei zumute, wenn es auch noch galt, heute Abend einen Brief zu schreiben, die Beichte an die Mutter. Denn eins wußte er, daß, wenn Mutter an seiner Stelle gewesen wäre, sie genau so gehandelt hätte.

Christrosen.

Eine Weihnachtsgeschichte von **Berta Wegner-Zell.**

Wie fein und leise draußen der Schnee niederrieselte — und wie behaglich sich's hier im stillen Frauenstübchen bei glimmerndem Kaminfeuer träumen ließ!

Morgen war Christabend. Konnte man schöneres Weihnachtswetter wünschen als den dichten Schneefall, der Baum und Strauch und die ganze Landschaft mit schimmernder Decke einhüllte? Dazu die Luft rein und mild — gar zu sehr würden die armen Leute im Dorfe diesmal nicht frieren dürfen.

Und Frau Brigitte, die sich da eine seltene Mußestunde im Lehnstuhl gönnte und die sonst immer fleißigen Hände verschlungen im Schoß ruhen ließ, dachte mit Befriedigung daran, daß ihre zahlreichen Weihnachtskörbe für die Ortsarmen nicht nur gepackt, sondern auch schon befördert waren.

Nun durfte sie ruhen — und sie brauchte diese stille Stunde. Denn im Innern der noch jungen, blühenden Frau sah es nicht so friedlich und behaglich aus als um sie her. Da loderte es heiß und verzehrend empor, und sie hatte so das Gefühl, daß es Wohltat sein müsse, wenn auch dort kühlender Schnee niederfiele und die Glut stillte, über die sie selber erschrak. Wie war das nur geschehen — wie hatte sich aus dem anregenden, geistigen Verkehr mit dem jungen Gelehrten nur diese Leidenschaft entwickeln können, von der sie bisher kaum etwas geahnt, und die nun ihr plötzlich über dem Kopf zusammenschlug?

Wohl wußte sie, was das zuwege gebracht hatte: sein stilles, heißes Werben mit jedem Blick, mit jedem Druck der Hand. Das zündet schließlich, wenn man jung und seelisch einsam ist und von dem großen Glück, von dem die Dichter singen und sagen, noch nichts empfunden hat. Und das hatte Frau Brigitte nicht, trotzdem sie zwölf Jahre lang nach der Meinung der Welt sehr glücklich verheiratet gewesen, obgleich sie drei liebe Kinder hatte, die seit des Gatten frühem Tod der Inhalt ihres Lebens waren.

Ein halbes Kind noch, kaum siebzehn Jahre war sie gewesen, als der viel ältere, ernste Mann um sie geworben hatte. Und da sie ihn, der lange Jahre im Elternhause verkehrte, gut leiden mochte, und die ganze Familie sehr für diese Heirat war, hatte sie ja gesagt — ohne Ahnung freilich, welch eine schwere Bedeutung dies Ja enthielt.

Und es war eine höchst korrekte, friedvolle Ehe geworden. Nur daß Brigitte, als sie zum Weibe herangereift war, mehr und mehr eine innere Leere, ein Sehnen nach Ungekanntem, Unfaßbarem erfüllte, die trotz der abgöttischen Liebe zu ihren Kindern nicht weichen wollte.

Sie fing an, sich geistig mehr zu beschäftigen, besuchte Vorlesungen, nahm literarische, kunsthistorische und Musikstunden. Der Gatte liebte das nicht, ließ sie aber gewähren, als sie trotzdem die pflichttreueste Gattin und Mutter blieb.

Nun war sie seit drei Jahren Witwe. Schon mancher Bewerber hatte sich gemeldet, der die junge, blühende und recht vermögende Frau gern heimgeführt hätte — sie hatte nicht einen Moment geschwankt, nein zu sagen.

Doch jetzt — jetzt — das war etwas ganz anderes. Noch hatte der sehr junge Privatdozent, dessen Vorlesungen sie besuchte, und der von einem gemeinsamen Freunde in ihr Haus geführt worden war, nicht offiziell, mit keinem Wort um sie geworben. Aber sie wußte, daß dies täglich zu erwarten war, und sie gedachte ihm ein Ja zu geben, ein jubelndes Ja — obgleich — —

Es lag leider ein Steinchen auf dem Wege, der sie ins volle Herzensglück führen sollte. Jede andere hätte ihn vielleicht leichtsinnig übersprungen oder geringschätzig beiseite geschoben — Brigitte war zu ernst veranlagt, als daß sie nicht grübelnd davor gestanden und gezaudert haben würde.

Doktor Rittland war jünger als sie. Nur ein paar Jahre — aber doch jünger.

Das wäre ja ganz nebensächlich gewesen, wenn sie nicht Kinder, vor allem nicht eine heranwachsende Tochter gehabt hätte.

Irma war vierzehn Jahre. Sie hatte der Mutter hohe, kraftvolle Gestalt und sah deshalb älter aus, als sie war.

Und wenn die Grübelnde daran dachte, daß — —

Aber da ward ihr Gedankengang durch lautes Geräusch und fröhliche Stimmen im Vorflur unterbrochen. Die Kinder kehrten vom täglichen Nachmittagsspaziergang heim und stürmten nun ohne weiteres ins Zimmer der Mutter.

Heribert, der jüngste, sechsjährige, umschlang sie stürmisch.

„Ach, Mutti, war das schön im Walde! So, als ob man jeden Augenblick dem Weihnachtsmann im Schnee begegnen müßte."

Und Wolf, der um drei Jahre ältere, rief:

„Nur Kälte muß noch kommen, damit wir Eisbahn zum Fest und in den Weihnachtsferien hätten."

Irma aber neigte sich über ihre Hand und fragte:

„Weshalb so im Dunkeln, Muttchen? Soll ich nicht wenigstens deine Schreibtischlampe anzünden?"

Brigitte strich liebkosend über das dunkle Haar der Tochter. Der ungewisse Lichtschein, der von der offenen Vorflurtür hereinfiel, ließ Irmas Antlitz besonders lieblich erscheinen, und der Mutter kam es zum erstenmal zum Bewußtsein, wie hübsch ihr Töchterchen geworden.

„Nein, Kinder, laßt mich noch ein wenig im Dunkeln," sagte sie dann. „Ich war so müde von all dem weihnachtlichen Tun und träumte ein wenig. Geht nur ins Wohnzimmer, bald komme ich nach."

„Ja, wir haben auch noch zu tun," meinte Wolf wichtig. „Besonders Irma — nicht, Schwesterlein?"

Sie nickte.

„Mutti wird uns gewiß heute gleich nach dem Abendessen entlassen und hat wohl selber noch mancherlei vorzubereiten."

Dann fiel sie plötzlich der Mutter um den Hals. „Und nicht wahr, liebste, beste Mutter, ich bekomme doch gewiß und wahrhaftig ein langes Kleid! Ich bin so groß, die größte aus der Klasse, und die Mädels lachen mich schon aus."

Dabei pflanzte sie sich, der Kopf recht hochreckend, gerad' vor der Mutter auf. Und diese sah mit staunenden Blicken, daß ihre Aelteste wirklich erwachsen, ja fast ihr selber über den Kopf gewachsen war. Nie bisher war die Aehnlichkeit der Züge, ja selbst deren Ausdruck ihr so aufgefallen als jetzt, da Irma in der dämmernden Beleuchtung vor ihr stand.

„Ja," sagte sie mit weicher Stimme, „du bist ein großes Mädchen geworden. Und längere Kleider werden nun wohl angeschafft werden müssen."

„Ach, Mutti, jetzt erst denkst du daran?

Frau Brigitte lächelte.

„Ist's denn so schrecklich eilig damit? Warum auch gerade morgen, du ungeduldiges Kind?"

„Wir haben doch Gäste," meinte Irma, nun etwas verlegen. „Großmutter ist da und Onkel Theodor, das Stiftsfräulein von drüben — und Doktor Rittland. Du hast ihn doch eingeladen, nicht?"

Doktor Rittland — die Mutter zuckte förmlich zusammen. Dachte ihre Irma in kindlicher Schwärmerei an den — just an den — —

Ihr Ton klang etwas unsicher, als sie nun sagte: „Wir wollen das alles beschlafen, Kinder. Geht jetzt und ruft mich zum Abendessen."

Nun war sie wieder allein und hatte doch plötzlich Gesellschaft erhalten — den brennenden Schmerz, der ihre ganze Seele überflutete.

Eine fast erwachsene Tochter — in zwei drei Jahren würde sie es völlig sein — konnte sie der zumuten, zu dem jugendlichen Mann Vater zu sagen?

Und er — würde er der schweren Mission gewachsen sein, Irma gegenüber stets den rechten Ton, die rechte Art zu finden?

Wenn aber nun gar das aufblühende Mädchen an dem zweiten Gatten der Mutter ein tieferes Interesse nahm, wie es ja den Anschein hatte — wenn sich die fast unbewußte Backfischschwärmerei zur wirklichen Neigung auswuchs — es war nicht auszudenken!

Da gab es nur eins für sie: Verzicht.

Aber nein, nein, sie wollte nicht verzichten, sie konnte es nicht — so, schrie es in ihr. Auch sie wollte ihren vollen Anteil am Herzensglück haben, wollte auch wie die anderen an reich besetzter Lebenstafel schwelgen, sich von einem leidenschaftlich geliebten Mann umfassen lassen und ihn selber glücklich machen!

Wie die andere — —

Weshalb stockte ihr Gedankengang bei diesen Worten? Weshalb stiegen da plötzlich die Gestalten so vieler anderer Frauen ihres Verwandten- und Freundeskreises vor ihrem Geistesauge auf, die auch nie volles Herzensglück gefunden und viel weniger noch als sie ein friedliches Eheleben geführt hatten? Da waren zuerst ihre beiden älteren Schwestern. Sie hatten ganz nach ihrer Neigung gewählt und den Eltern die Einwilligung zu dieser Verbindung abgetrotzt. Beide waren nicht glücklich geworden; die eine, früh verwitwet, kinderlos, saß einsam und verbittert in der Ferne. Die andere hatte durch leichtsinnige Unternehmungen des Gatten ihr ganzes Vermögen eingebüßt und lebte nun mit der großen Kinderschar in drückendsten Verhältnissen.

Und jene ihrer Freundinnen und Anverwandten — es war eine ganze Reihe, wie Brigitte heute zum erstenmal seufzend nachrechnete — die unvermählt geblieben, obgleich sie vielleicht eine sogenannte glänzende Partie hätten machen können und jedenfalls eines reichen Glücks würdig waren wie nur je eine Frau? Waren sie unglücklich, beklagenswert, weil sie mit dem „halben Herzen" liebten, wie Brigitte das stets bezeichnet hatte? Nein, gewiß nicht. Die meisten von ihnen hatten sich einem Beruf zugewendet, der nun ihres Lebens Inhalt geworden war, einige beteiligten sich an segensvoller sozialer Arbeit, da sie nicht um die Existenz zu sorgen hatten — alle aber gingen frei und tapfer, in stolzem Selbstgenügen durchs Leben und dachten gar nicht daran, eine Vernunftehe einzugehen, wozu sich gewiß oft genug Gelegenheit ergab. Brigitte hatte diese Frauen stets im stillen beneidet, weil sie ganz ihr eigener Herr und keinem fremden Willen untertan waren. Denn auch die glücklichste Ehe legt Pflichten und Lasten auf — wie oft hatte ihre kraftvolle Eigenart das empfunden in der sonst so harmonischen Gemeinschaft mit dem dahingegangenen Gatten!

„Mutti — das Abendessen ist aufgetragen — sitzt du denn noch immer im Dunkeln?"

Irma rief's, den Kopf hereinsteckend.

Brigitte erhob sich und reckte sich tiefatmend auf.

„Dunkel? Sieh doch, wie der Schnee hereinleuchtet, der weiße, reine, sänftigende Schnee. Der hat ein förmliches Licht in meinem Herzen entzündet — aber nun komm, die Jungen werden Hunger haben, und" —

„Und morgen ist Weihnachten!" jauchzten ihr diese schon von weitem entgegen.

— — — — — — — — — — — —

Schon früh am andern Morgen begann Frau Brigitte die Bescherung zu rüsten. Draußen ging die Hausglocke eigentlich ununterbrochen, denn Briefe und Pakete wurden abgegeben, bestellte Sendungen abgeliefert, die Dienstboten da und dorthin mit Aufträgen gesandt. Noch immer rieselte der Schnee nieder; die Tannen im Vorgarten sahen aus, wie mit Zuckerguß überzogen — herrlich.

Da brachte ein Bote ein zart verhülltes Paket, und als Brigitte das weiße Seidenpapier löste, dufteten ihr wunderbare Maréchal-Niel-Rosen, ihre Lieblingsblüten, entgegen. Sie wußte, von wem sie kamen, noch bevor sie das Schreiben gelesen, das die köstliche Gabe begleitete. Mit gesenktem Haupt stand sie ein paar Minuten davor und sog den berauschenden Duft ein. Dann aber holte sie eine hohe antike Vase und stellte die Rosen hinein. Sonst hatte sie dergleichen Geschenke stillbeglückt auf ihr Zimmer getragen, heute jedoch erhielt der Strauß seinen Platz auf der Weihnachtstafel, dicht unter dem bereits fertig geschmückten Christbaum. Denn für alle sollten sie sein, und alle sollten sich daran freuen. Nur den Brief nahm sie mit in